



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

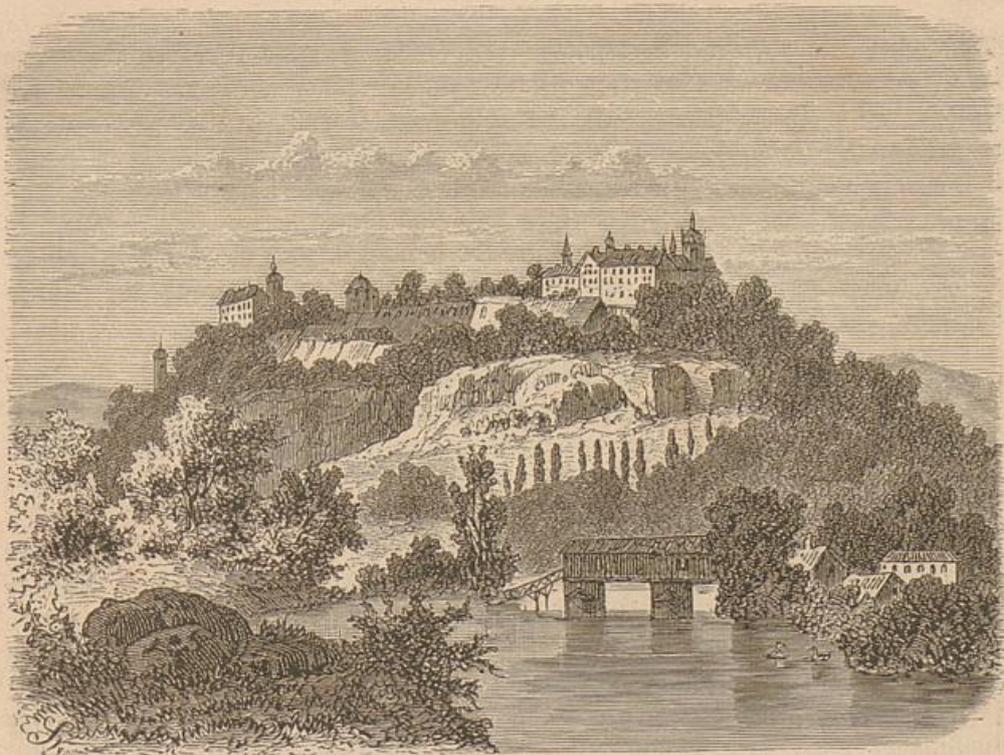
Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

An der Saale.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040



Schloß Dornburg.

An der Saale.

Zwei verhängnisvolle Walstätten. — Rösen. — Saaleck und Rudelsburg. — Die Weinberge am Saalufer. — Vater Jahn in Freiburg.

Jedes Dorf braucht sein Wasser nicht bloß zum Trinken für Mensch und Vieh und Pflanze, sondern auch, damit die Kinder daran spielen, die Mütter sich ängstigen, damit die Knaben Steine hineinwerfen, die Mädchen Uferblumen, und die einen die Tiefe, die andern die ewige Bewegung, den ewigen Wandel des Lebens ahnen lernen. In dem Wasser tritt dem Menschen ein lebendiges Unendliches geheimnisvoll nahe, im Binnenlande namentlich in den Flüssen, die man daher die poetische Ader ihrer Landschaft, ihres Landes nennen möchte, wie sie in der Wirklichkeit eine Lebens- und Verkehrsader desselben sind. Für ganz Deutschland ist der Rhein diese Ader, für Thüringen die Saale. Wie der Rhein nur den Westen Deutschlands, so durchfließt die Saale nur den Osten Thüringens. Die Unstrut fließt von Westen nach Osten mitten durch Thüringen, sie vereinigt die Wässer des Harzes und des Thüringer Waldes, dennoch haben Geschichte und Dichtung die Saale als den Hauptfluß Thüringens festgestellt.

Wie schon oben erwähnt, ist die Saale als die Grenze gegen die Sorben schon in alter Zeit mit einer Reihe von Burgen bewehrt worden, die allmählich zu Städten wurden. Der Verkehr, der sich das Thal hinab und hinauf zog, mag weitere Burgen und Städte hervorgerufen haben, wie denn Fluß und Ufergelände wohl dazu aufforderten. Von den Städten wurden zwei zu Universitäten, und nun erst, von seiten der studentischen Jugend, fand das Saalthal rechte

Würdigung und poetische Verklärung. Malerisch sind die Ufer besonders von der Stadt Saalfeld an abwärts. Allerdings fehlt ihnen meist das Dunkel des Waldes. Die Berge stehen nackt, oft in grauem Geröll, und es verrät wenig malerisches Verständnis, wenn selbst Daniel den Dichter zitiert:

„An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn.“

Rugler hat von dem hellen Strande gesungen, und die Burgen sind es, welche, außer der Formation der Berge und außer dem Gegensatz der grünen Thalsohle zur Bergeshalbe, die Saalufer malerisch machen.

Zwei verhängnisvolle Wallstätten. An Saalfeld knüpft sich eine schmerzliche Erinnerung. Wenig nordwestlich von der Stadt bei dem Dorfe Wölsdorf liegt ein Steinwürfel und nicht weit von ihm steht ein Denkmal, und beide tragen die Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland der Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober 1806.“

Endlich hatte Preußen das Band zerschnitten, an dem es von Napoleon gegängelt war. Die Preußen standen kampfbereit zwischen Gotha, Erfurt, Weimar und an der Saale bei Jena. Napoleon rückte von Bamberg aus gegen Norden. Da kam die Nachricht, daß General Tauenzien, der mit preußischen Vortruppen bei Hof stand, zurückgedrängt sei. Saalfeld mit seinen Magazinen schien in Gefahr. Fürst Hohenlohe, der die an der Saale stehende Armee befehligte, hatte seine Avantgarde unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand über Saalfeld hinaus vorgeschoben. Dieser war es, der schon so lange in Berlin an der Spitze der Kriegspartei gestanden hatte. Endlich sah er sich an dem Ziele, das still heranzuwarten ihm bei seiner reichen Begabung und seinem feurigen Mute so unsäglich schwer geworden war: er sah sich dem gehaßten Feinde gegenüber und hoffte die norddeutsche Kraft an ihm zu bewähren. Mit 8000 Mann, größtenteils Sachsen, stieß er am 10. Oktober bei Saalfeld mit 14000 Mann vom Lannes'schen Korps zusammen. Der Feind war nicht bloß übermächtig, er umging auch des Prinzen Stellung. Der Rückzug schien unvermeidlich, aber man wehrte sich noch; da kam die Reiterei von einem Angriff in Unordnung zurück. Der Prinz versuchte sie zum Stehen zu bringen und wieder zu ordnen. Vergebens, er wurde mit fortgerissen, der Feind drängte nach; jetzt mochte sich retten, wer konnte. Der Prinz setzte über einen Zaun, aber sein Pferd blieb mit einem Fuße hängen, er wurde eingeholt. Der Wachtmeister Guindet vom 10. Husarenregiment hieb ihn über den Hinterkopf und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Der Prinz gab eine trotzig Antwort und setzte sich zur Wehre, aber schon stieß ihm sein Gegner den Säbel in die Seite. Sterbend brach der Prinz zusammen, und nicht einmal sein Reichthum konnte den Feinden entrisen werden.

Das war das traurige Vorspiel der Schlacht bei Jena. Aber in dem mutigen Soldatentode des Prinzen und in der Stimmung, mit welcher das Volk denselben aufnahm, kündigte sich doch eine bessere Zeit, kündigte sich die große Zeit von 1813 leise an. Noch im Anfange der dreißiger Jahre habe ich als Kind einen Bänkelsänger von Prinz Ludwig Ferdinands Tode singen hören, und das war das erste, was ich davon vernahm. Die Verse lauten:

„Des Freitags um halb zehne,
Da ging das Vorspiel an,
Da floß so manche Thräne

Von manchem braven Mann:
Prinz Louis mußte bleiben,
Das gab ein großes Weh, u. s. w.“

Es ist freilich noch der Ton einer gewissen weichlichen Humanität, nicht der des nationalen Zornes, der in dem Liede angeschlagen wird; aber die allgemeine Teilnahme, die das Lied entstehen ließ, bürgt doch für eine Gemeinsamkeit des Fühlens in Norddeutschland, und das um so mehr, als das Lied von einem Sachsen herzurühren scheint, der sich ja bald nach der Katastrophe mit Napoleon im Frieden befand. — In dem Gefecht bei Saalfeld kündigte sich das Schicksal an, das sich vier Tage nachher bei Jena und Auerstädt vollzog. Napoleon drang im Saalthal heran, sandte aber zugleich Truppen nach Naumburg und Leipzig, um Sachsen zu bedrohen.



Tod des Prinzen Ludwig von Preußen.

Der Herzog von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der preussisch-sächsischen Armee, mußte sich also entweder zu einer Entscheidungsschlacht oder zum Rückzug hinter die Anstrut entschließen. Er wählte den letzteren; eigne Unentschlossenheit und die Unzufriedenheit der Offiziere, welche eine Heerführung erwarteten, wie sie von Friedrich dem Großen noch in der Erinnerung war, mögen ihn dazu bestimmt haben. Hohenlohe sollte bei Jena den Feind abwehren, bis die Hauptarmee ihre Bewegung vollbracht hätte. So geschah es, daß am 14. Oktober auf zwei getrennten Feldern, bei Jena und bei Auerstädt, die Schlacht geschlagen wurde, welche Preußen niederwarf und die preussische Armee überzeugte, daß sie auf den Vorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen sei. Napoleon griff Hohenlohe in Jena an, Davoust aber sollte sich in Besitz des Defilees von Kösen setzen, um Hohenlohe abzuschneiden. Da traf nun dieser bei Auerstädt auf den Herzog von Braunschweig und nahm die Hälfte der verhängnisvollen Schlacht auf sich.

Den Ausgang der Schlacht, die ratlose Flucht, die schmählige Kapitulation von Prenzlau und die viel schmählidere Ergebung der Festungen — wer kennt das nicht, und wer mag ohne Not davon reden! Und doch, eins zu sagen glaube ich dem preußischen Volke schuldig zu sein: soweit es damals im Heere enthalten war, hat es auch in dieser Schlacht seine Schuldigkeit gethan. Es ist freudig in den Kampf gegangen und hat stand gehalten, solange es möglich war; das war freilich nicht lange, denn der Soldat von 1806 hatte ein größeres Recht, zu sagen: wir sind schlecht geführt worden, als es jener Grenadier nach der Schlacht bei Kollin einem Friedrich gegenüber haben konnte. Hohenlohe war wunderbarerweise ziemlich unvorbereitet in die Schlacht geraten, weil er gemeint hatte, Napoleon zöge mit dem Hauptheer östlich an seiner Stellung vorüber, und Ferdinand von Braunschweig wurde mitten in der Schlacht durch den Kopf geschossen, so daß ihm sofort das Augenlicht erlosch und damit das einheitliche Oberkommando aufhörte. Napoleon gestattete dem tödlich Verwundeten nicht, in seiner Heimat, seinem Lande zu sterben. Er ließ das Herzogtum besetzen und der todwunde Herzog flüchtete nach Ottnsen bei Altona, wo er im Grabe Frieden gefunden hat, den sich sein Vaterland erst sieben Jahre nachher erkämpfen konnte.

Im Eifer der Schlacht sind wir an mancher Zierde des Saalthales achtlos vorübergegangen. Nicht einmal der Fuchsturm, dieses Wahrzeichen von Jena, hat eine Erwähnung gefunden. Er ist der letzte Rest dreier Kirchbergischer Schlösser, die, ursprünglich gegen die Sorben errichtet, den Gipfel des Heusberges krönten. Er steht kahl auf kahler Höhe, und der Reisende begnügt sich meist, ihn aus der Ferne, wär's auch nur im Vorüberfahren, anzusehen. Dasselbe pflegt der Kuniburg zu geschehen, die, malerisch am Abhange des Gleißberges gelegen, dem bösen Apel von Bixthum nur als Ruine entrisen werden konnte.

Anderwärts steht es um Dornburg. Da ragen noch jetzt drei Schlösser am Bergesrand, und das größte, nördlich gelegene enthält wenigstens noch Teile von der alten Kaiserpfalz, die besonders zu den Zeiten der sächsischen Kaiser öfters der Schauplatz wichtiger Vorgänge gewesen ist. Otto I. hat hier Hof gehalten, Otto II. einen Reichstag und die Abtissin Mathilde von Quedlinburg im Namen ihres Neffen Ottos III. einen thüringischen Landtag versammelt. Von hier entführte damals Graf Werner die schöne Tochter des Markgrafen Eckart, Luitgarde, und entzog sie dadurch den gefährlichen Werbungen Ottos III.

Aber das liegt alles so weit dahinten. Für die Gegenwart beruht die Anziehungskraft Dornburgs in der geradezu entzückenden Aussicht, die man von dem mittleren Schlosse, dem sogenannten „neuen Schloßchen“, in den Saalgrund hat, und in den Erinnerungen an Goethe, welche das dritte Schloß enthält. Der Rosenflor der großherzoglichen Gärten ist eine dankenswerte Zugabe und für die Nachbarschaft wohl auch oft der eigentliche Grund des Besuches. Goethe, der Dornburg früher namentlich bei seinen amtlichen Reisen — er hatte die Kriegs- und Wegekommision übernommen — kennen und lieben gelernt hatte, im Jahre 1828 aber nach dem Tode Karl Augusts sich auf zwei Sommermonate hierher zurückzog, hat in einem Briefe aus dieser Zeit an den Obersten von Beulwitz Dornburg, seine Lage und seine Aussicht eingehend beschrieben. Auf diesen Brief bescheiden wir uns den Leser zu verweisen.

Köfen. Wir nähern uns nun der anziehendsten Gegend des Saalthales, d. h. Köfen, wie es da zwischen Rudelsburg und Saaleck einer- und der Landes- schule Pforta anderseits an einem Punkte gelegen ist, der, wie der Name der Landes- schule selbst beweist, lange, bevor die neuere Kriegskunst den Paß würdigte, als das Eingangsthor nach Thüringen betrachtet wurde. Die Berge treten zwischen Köfen und Saaleck nahe an den Fluß heran, während Köfen selbst Raum genug hat, sich behaglich auszudehnen. So ist Köfen, das ursprünglich ein dem Kloster zur Pforte gehöriges Vorwerk war, erst durch die Saline, sodann durch das Bad ein blühender Ort geworden, dessen Grund und Boden zwar noch immer größtenteils der Pforte ge- hört, der aber wenigstens auf eignen Füßen steht, weil seine Lebensquellen, Bad, Fremdenverkehr, Holzhan- del von jener Zugehörig- keit unabhängig sind. Das Salzwerk ist 1859 einge- gangen. — Ostern erwacht das große Geschäftsleben in Köfen mit der Holzmesse. In zahllosen Flößen sind die Kinder des Thüringer Waldes den Strom herab- getrieben; in Köfen werden sie an den Mann gebracht, und damit beginnt die Zer- streuung, denn eine weite Umgegend kauft hier ihr Langholz. Dann kommen die Bade- und Sommer-



Rudelsburg.

gäste, und einige Monate lang ist Köfen sozusagen ganz Bad. Im Herbst tritt die Ebbe ein und der Köfener atmet auf; aber freilich der Winter dauert lange genug, um ihn endlich den Wiederbeginn der Saison herzlich herbeisehnen zu lassen.

Saaleck und Rudelsburg. Das Sommerleben Köfens bewegt sich über eine ganze Reihe von Vergnügungsorten hin, die teils an der Saale, teils auf den Bergen gelegen sind und deren Aufzählung und Beschreibung wir einem Bädeler überlassen dürfen. Nur die klassischen Stätten, denen das Saal- thal seine poetische Verherrlichung, seine ideale Belebung vorzugsweise zu ver- danken hat, hier Rudelsburg und Saaleck, dort die Landes- schule Pforta, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die humanistisch gebildete Jugend, Schüler und Studenten bringen Sang und Klang in die Landschaft und empfangen dafür von ihr poetische Impulse.

Als vor Erbauung der thüringer Bahn und der Saalbahn der Studenten- verkehr zwischen Halle und Jena noch zu Fuß thalaufl- und thalabwärts ging: auf der Rudelsburg wurde sicherlich eingelehrt, und der alte Samiel brachte den Schoppen, und weil er von der Rudelsburg war und vom alten Samiel,

mundete er jederzeit vortrefflich. Man trank eben Bergluft, landschaftliche und Burgromantik mit, und die letztere erschien in der Person des alten Samiel ins Studentische übersezt.

Pfingsten ist die Rudelsburg der Versammlungsort der Korpsburschen, und seit die Eisenbahnen es möglich machen, senden auch ferne Universitäten ihre Vertreter dahin. Da geht es denn an ein wildfröhliches Kommerzieren, wobei in früherer Zeit die Erstürmung der von den älteren Korpsburschen verteidigten Burg durch die reichlich begossenen Fische den lustigsten Akt bildete. Wird aber auch das Maß nicht immer gehalten, späterhin verklärt sich die Erinnerung, und die „alten Herren“ blicken mit heller Freude auf die Tage von Rudelsburg zurück. — Im Sommer finden sich jedes Jahr Scharen von Gästen, namentlich Turner, Studenten, Schüler, Sängervereine u. s. w., dort ein, die alle in froher Stimmung weiterziehen.

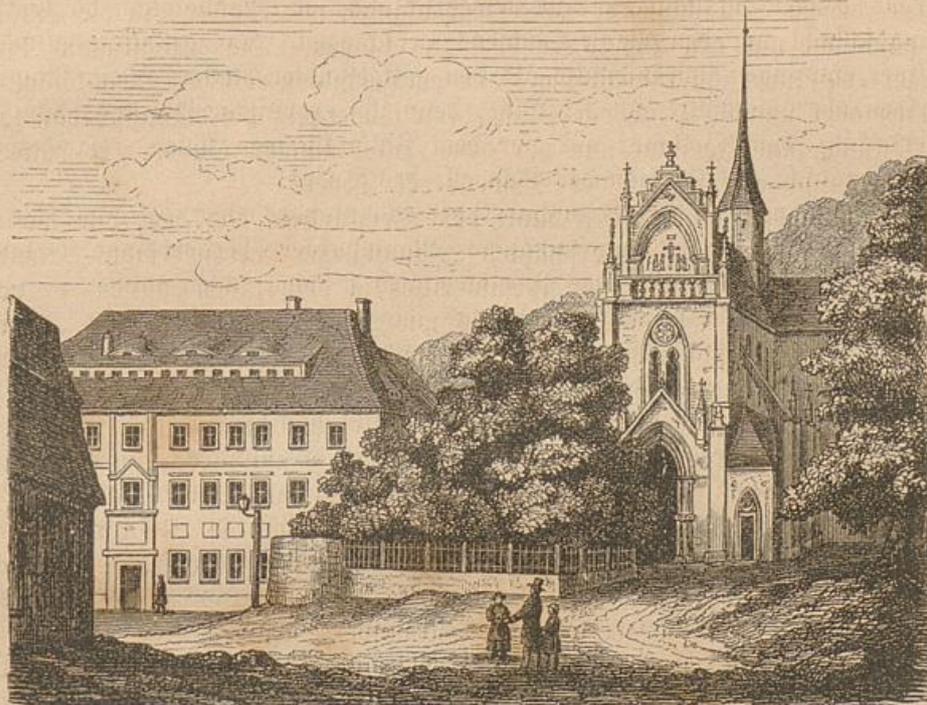
Franz Ruglers mehrerwähntes Lied: „An der Saale hellem Strande“ ist erweislich auf die Rudelsburg zu beziehen, oder, sofern es von Burgen stolz und kühn spricht, auf Rudelsburg und Saaleck, die beiden Schwesterburgen, die man mit einem Blicke zu umspannen gewohnt ist. Das Lied stammt aus dem Sommer 1826; und da seit dem Jahre 1825 das Soolbad Rösen durch Hufelands Empfehlung in Aufnahme kam, wird man kaum irren, wenn man annimmt, daß die „Gestalten zart und mild“ mit den holden Augen und dem lachenden Munde, die dem wandernden Studenten Rugler hinauf und wieder hinab winkten, der Rösener Badegesellschaft angehörten. So hat das Lied ein gewisses lokalgeschichtliches Interesse, und man begreift es, warum bei dem Liede an Rudelsburg und Rösen, bei Rudelsburg und Rösen an das Lied gedacht wird. Es ist das eine auf Wirklichkeit und zugleich auf Schönheit beruhende Gedankenverbindung.

Weniger anmutend ist die Verbindung, welche bei dem anwohnenden Thüringer und selbst in weiteren Kreisen die Burg Saaleck mit dem Liede eingegangen ist. Die beiden, jeder für sich stehenden Türme lassen die mangelnde Verbindung in erster Linie ins Gefühl fallen, und man hört wohl von einer Zahnücke sprechen, wenn man vorüberfährt. Der Thüringer aber denkt dabei an das Malheur auf der Regelbahn, wenn im Kammspiel die beiden Gassenkegel stehen bleiben, die auch ohne alle Verbindung und niemals mit einer Kugel zu treffen sind. Und wen dies Malheur trifft, dem singt die Gegenpartei spottend das Lied von den Burgen stolz und kühn und denkt an Burg Saaleck. Der Fremde schaut dann verwundert drein und möchte mit Heine dagegen singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

So ist Burg Saaleck eine Art von Kinder-spott geworden, und hat doch auch ihre ehrwürdige Geschichte und eine anmutige Aussicht auf die Dörfer Saaleck und Stendorf und auf die Saale, die zwischen ihnen durchfließt, auf die Felder am Abhang und auf die Wiesen im Grunde. —

Die nahe Schulpforte erreicht die Saale von Rösen aus erst in einem großen Bogen. Schulpforta liegt an einer lauschigen Stelle des Thales, d. h. an einem der wenigen schön belaubten Hänge des Ufers. Von dem dunklen Grunde dieses Waldhanges, des Pforten- oder Knabenberges, heben sich die Gebäude der Pforta deutlich ab und bieten jedem Wanderer an „der Saale hellem Strande“ ein mit hohem Reiz geschmücktes Landschaftsbild dar.

Pforta gehört zu den berühmten drei Fürstenschulen, welche Moritz von Sachsen noch als Herzog aus säkularisierten Klostergebäuden errichtete. Die Gründungsurkunde ist vom Jahre 1543. Durch die Abtretung, welche der Wiener Kongreß dem königlichen Sachsen auferlegte, kam Pforta an Preußen, ohne darum von seiner ursprünglichen humanistischen Tendenz, als deren Hauptpflegetätte seit der Reformation Sachsen anzusehen war, mehr einzubüßen, als der veränderte Zeitgeist gebieterisch forderte. Doch über Wesen und Richtung der Schule zu sprechen ist hier noch nicht der Ort.



Schulpforta.

Die Weinberge am Saaluser. — Naumburg. Wir lassen uns nun mit dem Zuge der Saale weiter treiben und gelangen so nach Naumburg. Naumburg gehört zu den vornehmsten und beliebtesten Städten des Saalthales. Hohe Häuser in altertümlicher Bauart und namentlich der stattliche Marktplatz geben ihr schier reichsstädtischen Charakter. Doch ist sie von Anfang an bischöflich gewesen, ja sie ist erst dadurch zur Stadt geworden, daß Bischof Hildeward von Zeitz im Jahre 1029 das Hochstift von Zeitz nach Naumburg verlegte. Nur unter dieser Bedingung war von den Grafen Eckart II. und Hermann der Ort dem Bistum geschenkt, nur unter dieser Bedingung von Kaiser Konrad II. ihm Stadtrecht verliehen. Im Reformationszeitalter — es war im Jahre 1542 — machte der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen dem Bistum ein Ende, indem er, allerdings mit dem Titel Bischof, Nikolaus von Amisdorf als evangelischen Superintendenten von Luther einsetzen ließ. Das wahrte, bis nach der Schlacht bei Mühlberg der vom Domkapitel gewählte katholische Bischof Julius Pflug

den evangelischen Bischof wieder verdrängte. Aber nach dem Vertrage von Passau, als der aus der Gefangenschaft heimkehrende Johann Friedrich zu Raumburg sich mit seinem Vetter, dem Kurfürsten August von Sachsen, im Jahre 1554 verständigt hatte, vollzog sich die Säkularisation Raumburgs ohne Schwierigkeit. Als hervorragende Denkmale der bischöflichen Zeit sind geblieben die schöne, in neuester Zeit wieder ausgebaut Domkirche und das aus den Einkünften des Domstifts erhaltene Domgymnasium.

Wie fest die Raumburger seitdem auf der evangelischen Seite gestanden haben, beweist der Enthusiasmus, mit dem sie Gustav Adolf im Jahre 1632 empfingen. Gustav Adolf kam von Erfurt dahergezogen, um in der sächsischen Ebene, diesem Schlachtgefilde Mitteldeutschlands, mit Wallenstein die Entscheidungsschlacht um den Besitz Sachsens zu schlagen. Die geängstigten Raumburger empfingen ihn kniefällig als den gottgesandten Retter. Dem königlichen Helden aber umwölkte sich der Blick, denn ihn ergriff die Ahnung, daß solche Verlockung zum Hochmut nur vor dem Falle kommen könne. Er hatte sich nicht getäuscht, er stand an der Schwelle des Todes.

Raumburg ist der Mittelpunkt des Weinlandes, das den, wie die Anwohner behaupten, stets unterschätzten „Raumburger“ hervorbringt. Claudius — denn man wird ihm das Rheinweinkelied ja doch lassen müssen — nennt ihn allerdings ein Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht. Aber in Raumburg und Nachbarschaft geht ein Geschichtchen um von einem Gastgeber, der sich wegen seines Weines mit den Worten rechtfertigt: „Es soll veritabler Raumburger sein, ich bin aber schändlich mit ihm betrogen.“ Nun ist es bekanntlich nicht geraten, sich in Geschmackssachen einzumischen; lassen wir daher den Raumburgern ihr Urteil und dem Claudius und seinen Anhängern das ihrige. Aber wenn die Raumburger behaupten, daß die Spötter selbst oft genug den verspotteten Wein als trefflichen Burgunder trinken, so mag schon etwas Wahres daran sein; denn ein gewisser Erdgeschmack und eine gewisse Erdenschwere ist dem Raumburger wie dem Burgunder eigen.

Überhaupt ist die Weinproduktion mehr auf den Export als auf den Verbrauch an Ort und Stelle berechnet. In Trauben und gekeltert, ja selbst zu Champagner verarbeitet, wird der Wein weithin ausgeführt; und stehen auch die Weinstuben nicht leer, haben auch die Jahrmärkte der Umgegend ihre Weinbuden und ihre Weinräusche, das herrschende Getränk bleibt doch hier wie an der ganzen Saale, ja wie in ganz Thüringen das Bier.

Auch die Uferberge der Unstrut, die sich wenig unterhalb Raumburgs in die Saale ergießt, bis zu dem Städtchen Laucha hin bringen Wein hervor, und die Südhänge bei Freiburg und dem gegenüberliegenden Dorfe Bscheiplitz sollen zu den besten Lagen gehören. Wir haben die Gegend von Freiburg und Bscheiplitz schon oben berührt, als wir von den thüringischen Landgrafen erzählten. Bei Freiburg liegt der vielgenannte „Edelacker“, und bei Bscheiplitz sündigte und büßte nachher Adelheid, die Frau von der Weiszenburg.

Das Freiburger Schloß liegt auf stolzer Höhe; die Stadt scheint zu ihr hinaufklettern zu wollen, aber sie vermag es nicht; selbst der alte Turnvater Jahn hat sein Haus nur gleichsam an die Schwelle des Schloßberges zu stellen gewagt. Man begreift es, daß die Freiburg oder, wie sie damals hieß, die Neuenburg, nächst der Wartburg der Lieblingsitz der Landgrafen war. „Wenn

mir Elisabeth nur die Wartburg und die Neuenburg läßt, sagte Ludwig der Heilige, im übrigen mag sie freie Hand haben, zu verschenken, was sie will.“ Die alte Burg ist von Adolf von Nassau im Kampfe mit den Söhnen Albrechts des Unartigen zerstört worden; ihre gegenwärtige Gestalt hat sie von Herzog August, dem Bruder und demnächst Nachfolger des Kurfürsten Moriz, erhalten; und da sie in neuerer Zeit restauriert ist, so lohnt sie einen Besuch nicht bloß durch die Aussicht, die sie namentlich von dem hohen Wartturm aus bietet, nicht bloß durch die Romantik alten Burggemäuers, sondern auch durch das zum Teil wohnlich, zum Teil prächtig eingerichtete Innere, das dem Besucher gern gezeigt wird.

Vater Jahn in Freiburg. Dennoch ist das Schloß nicht die gesuchteste Merkwürdigkeit Freiburgs. Das kleine Haus an der Schwelle, räumlich hat es nicht hinauf gekonnt zur alten Burg, aber in der Wertschätzung der Neuzeit hat es dieselbe überstiegen. In diesem Hause ist ein vielbewegtes Leben zur Ruhe gekommen, das Leben des alten Turnvaters Jahn. Wie man auch über den alten Jahn denken mag — denn er hat sich ja manche Verunglimpfung gefallen lassen müssen — auf den Blättern der Geschichte, die von Preußens Erhebung, von dem Erglühen eines nationalen Hasses gegen die Welschen und gegen Napoleon und von der Entwicklung eines deutschen Patriotismus berichten, steht sein Name untilgbar geschrieben.

Jahn stammt aus dem Dorfe Lanz, das in dem Winkel der Priegnitz gelegen ist, der sich zwischen die Altmark, das Lüneburgische und das westliche Mecklenburg hineinschiebt. Es ist ein sandig Stücklein Erde; aber Sand gibt Sehnsucht, hab' ich die Leute dort sagen hören. Sie meinen Heimatssehnsucht, und ich denke, die Erfahrung bestätigt den Spruch. Sand gibt zunächst Einsamkeit, und die Einsamkeit stellt den Menschen auf sich selbst. Was die äußere Welt versagt, muß durch die innere ersetzt werden. Der junge Mensch ergeht sich in Träumen und schwärmerischen Gedanken, er durchlebt, was er liest und hört, in ungestörter Innerlichkeit. Dies innerliche Glück glaubt er der Umgebung, dem Orte zu verdanken, an welchem er es genossen und erlebt; andre Örtlichkeit, reichere Umgebung, lebhafterer Verkehr erscheint als Störung, als Trennung von der altgeliebten Welt, und so ist das Wort richtig: Sand gibt Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimat.

Die Heimatliebe ist der Keim der Vaterlandsliebe; sie liegt noch ganz in der Hülle des Gemütes, und der Mensch muß erst zum Bewußtsein des Vaterlandes erwacht sein, ehe sie die Hülle durchbricht und zum Patriotismus wird. Je mehr der Patriotismus von jener Gemüthshülle behält, d. h. je näher er der Heimatliebe steht, desto leidenschaftlicher pflegt er zu sein und desto persönlicher in seinem Haß gegen des Vaterlands Bedränger. Man erzählt von Blücher, er habe in der Fliege an der Wand Napoleon gesehen. Das mag nicht wahr sein, aber in einem Städtchen der Mark Brandenburg habe ich einen Zrfinnigen gekannt, der noch 20 Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in jedem Reiter, der des Weges kam, Napoleon sah, eine Stange ergriff, ihn verfolgte und immer wieder vergebens die Erfahrung machte, daß der Reiter schneller war als er. Ob dem Manne der Napoleonshaß den Kopf verrückt hat, weiß ich nicht und glaube es nicht einmal, aber daß es nirgends einen erbitterteren

Volkshafß gegen Napoleon gegeben hat als im altpreußischen Flachlande, besonders in der Mark Brandenburg, steht mir fest. Noch 1870 zeigten sich Spuren davon, wenn auch abgeklärt in einen siegesficheren Humor. Der Knecht auf einem Pfarrhose bekommt in jenen Julitagen die Ordre als Reservist. „Herr Pastor“, sagte er, „ich wollte eigentlich morgen Wendfahre pflügen; aber da müssen wir doch wohl Napoleon erst die Jacke voll hauen.“

Unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm war noch märkisches Heimatsgefühl der Herzschlag des preußischen Lebens; ein Gefühl, das nur darin ein beginnendes Staatsbewußtsein verriet, daß es sich treu und ganz mit der Person des Fürsten verbunden hatte. Die Thaten Friedrichs des Großen erweiterten und erhöhten dies Gefühl zu jenem preußischen Patriotismus, der nicht ohne Stolz auf überlegene Kraft und überlegene Klugheit war. In dieser Sinnesart ist Jahn herangewachsen. Er ist stolz, ein Märker, stolzer, ein Preuße zu sein.

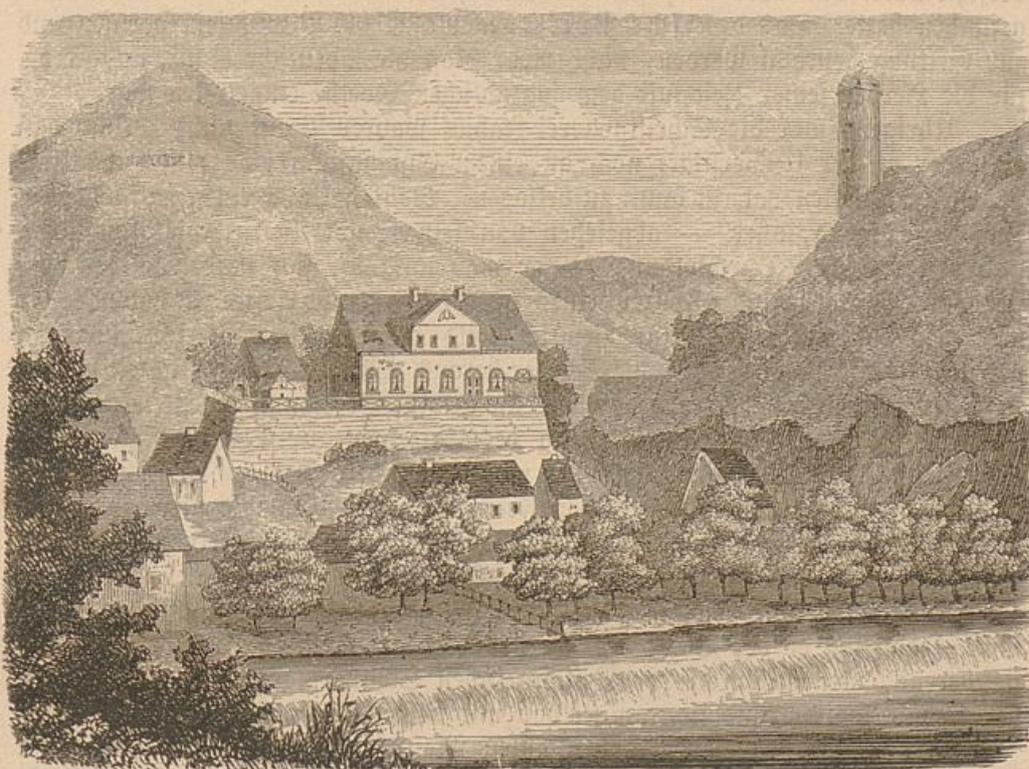
Er hat auf Jahrmärkten zunächst wohl in dem heimatlichen Lenzen, später auch in andern Städten Angehörige anderer deutscher Staaten, in Pommern auch Schweden mit den Preußen in Streit gesehen: immer blieben die Preußen Sieger, und das Ergebnis des Streites war das Anerkenntnis: Ein Preuße bezwingt drei Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger oder Schweden. Man sieht, das Kraftideal war früh in Jahns Seele lebendig.

Dieser preußische Stolz wurde durch die Schlacht bei Jena tief gekränkt. Jahn, der sich damals in Göttingen aufhielt, war abenteuernd herzugereist, um die Entscheidung mit zu erleben. Er sah noch das Ende des Kampfes, folgte dann als abenteuernder Vaterlandsfreund dem flüchtenden Heere und ließ sich durch die Katastrophen von Prenzlau und Lübeck den Stachel seines patriotischen Schmerzes noch tiefer ins Herz drücken. Die preußische Ratlosigkeit, die Übergabe der Festungen empören ihn, aber die Wurzel des Unheils und der Gegenstand seines Hasses bleibt Napoleon. „Nieder mit ihm!“ war der Grundton seines Lebens, „nieder mit ihm!“ aber den Namen sprach er nicht aus, der verstand sich von selbst.

Bis zum Jahre 1809 blieb Jahn in dieser wilden Stimmung und bei seinem abenteuernden Leben. Als aber Schill vernichtet war, ehe ihn Jahn hatte erreichen können, als Osterreich wieder zum Frieden gezwungen war, und der Herzog von Braunschweig sich tapfer und glücklich nach England gerettet hatte, da wurde es auch einem Jahn klar, daß Napoleon mit Abenteurern nicht zu bezwingen war. Er ging am Ende des Jahres nach Berlin, um dort dem Einzuge des geliebten Königspaares beizuwohnen.

Dieser Einzug war ein Zugeständnis, das man den Wünschen Napoleons machte, aber immerhin war er eine Wiederkehr und erregte in manchem preußischen Herzen die Hoffnung, daß auch bessere Zeiten wiederkehren würden. Napoleon irrte, wenn er meinte, daß König und Königin in Berlin lediglich dem französischen Einfluß anheimfallen würden. Berlin war inzwischen die Schmiede geworden, in der das Feuer des Franzosenhasses am kräftigsten glühte, und in der man angefangen hatte, Waffen gegen den Bedrucker zu schmieden, die dieser zu wenig kannte, um sie ernstlich zu fürchten. In Berlin hatte Fichte seine mannhaften Reden an die deutsche Nation gehalten, in Berlin drang Schleiermacher fort und fort auf Erneuerung des religiösen Geistes, kurz, in Berlin erwuchs

der Gedanke, daß eine Umbildung des Volksgestes, eine Erziehung not thäte, um das preußische, nein, um das deutsche Volk der Freiheit würdig zu machen, die ja allen fehlte. Aus diesem Gedanken entstand geräuschlos, schier möchte man sagen: selb wachsen die Berliner Universität, denn zu den führenden Geistern in Berlin waren nach der Aufhebung der Universität Halle durch Napoleon größtenteils die Hallischen Universitätslehrer gekommen, berufen und bereit, in das große Werk der Volkserziehung mit einzutreten.



Jahn's Haus in Freiburg.

Es ist ein ergreifender Vorgang, wenn ein hochsinniges Volk, vom Feinde daniedergeworfen, sich entschließen muß, auf Rache und Befreiung zu warten, bis das jüngere Geschlecht schwertmäßig geworden ist, und nun still und getrost an die Arbeit geht, um die Jugend an Leib und Seele zum Befreiungskampfe zu erziehen. Damit geschah eine hochbedeutende Wendung im deutschen Geistesleben. Das Wort der Königin Luise: „Wir waren auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen“, trifft wesentlich die preußische Armee. Es that jetzt mehr not, als diese Armee zu eigner Thatkraft zu erwecken, es galt, das gesamte deutsche Volk von der litterarischen Tendenz abzurufen, der es sich, von politischen Anforderungen nicht gestört, völlig überlassen hatte. Diese litterarische Tendenz hatte herrliche Früchte gezeitigt, und Schiller hatte sogar am Abend seines Lebens und am Vorabend der preußischen Katastrophe erschütternde Worte von nationaler Ehre, von Freiheit und Vaterlandsliebe in seine Dramen eingeflochten, aber der Grund, in dem diese litterarische Bildung wurzelte, und das Ideal, zu dem sie hinstrebte, war doch das klassische Altertum. Jetzt fühlte

man das Bedürfnis, die Jugend mit heimischer Kost zu nähren, in Sage und Geschichte ihr die deutsche Vergangenheit zu erschließen und sie so zur Achtung der eignen Volksart und Sitte zu erziehen. Auf diesem Punkte beruht bekanntlich das Hauptverdienst der romantischen Schule; aber noch unmittelbarer als sie suchte Jahn dem nationalen Bewußtsein in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen. Er ließ im Jahre 1810 sein „Deutsches Volksthum“ erscheinen, ein Buch, in dem zwar der gute Kern unter allerlei entstellendem Auswuchs fast verschwindet, das aber doch für die Sache, die man wollte, das rechte Wort gefunden hatte. Das deutsche Volksthum mußte ins Bewußtsein gerufen und zur Geltung gebracht werden, nicht mehr bloß die „deutsche Kunst und Art“, für die Herder seiner Zeit mit dem jugendlichen Goethe eingetreten war.

Übrigens war die Schriftstellerei Jahns wahrer Beruf nicht. Auch daß er weder an der Universität, noch an einem Gymnasium eine wissenschaftliche Lehrstelle erhalten hat, ist kaum zu beklagen. Wohl hatte er einen entschiedenen Zug zur Jugend, aber — abgesehen von seiner mangelhaften philosophischen und philologischen Durchbildung — er war unfähig, sich innerhalb der feststehenden Formen und Grenzen eines geordneten Unterrichts zu halten. Er war gewohnt, alles auf seine ziemlich wild aufgewachsene Persönlichkeit zu nehmen, und forderte dadurch die Schüler heraus, auch ihre Persönlichkeit walten zu lassen. Aber hatte er auch dadurch eine gewisse Beziehung zur Pestalozzischen Methode, so war doch die Erziehung des Einzelnen zur Selbständigkeit nicht sein Ziel. Die liebevolle Beobachtung und Pflege der einzelnen Menschenblume war ihm nicht gegeben; beherrscht von Franzosenhaß und kampfbegieriger Vaterlandsiebe, wie er war, wünschte er die Masse der Jugend mit seiner Gesinnung zu erfüllen und mit Mut und Kraft zum Kampfe auszurüsten.

Für solches Streben war das freie Feld, war der Turnplatz der rechte Ort. Jahn wurde der Vater des Turnens, indem er die Leibesübung, sofern sie bereits, namentlich an den Pestalozzischen Schulen, getrieben wurde, von der Schule loslöste und sie unmittelbar mit dem Vaterlandsgedanken verband.

Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde, sie haben auf jeden gezählt, und wohl dem, der sich dessen bewußt ist und die Stelle findet, da er diesen Dienst erfüllen kann. Jahn hatte hiermit seine Stelle gefunden, nach leisen Anfängen im Jahre 1809 und 1810 konnte er 1811 den Turnplatz in der Hasenheide eröffnen. Der Gedanke, daß dort die Jugend zu deutschen Männern erzogen werde, die sich das fremde Joch nicht gefallen zu lassen brauchten, erregte allgemeine Teilnahme und Nachahmung, der Mittelpunkt aber der turnerischen Bewegung blieb Berlin, wie es der Mittelpunkt der ganzen Regeneration war. Die großartige Bereitwilligkeit, mit der im Anfange des Jahres 1813 das Volk, besonders aber Berlin, dem rufenden König entgegenkam, zumal die Bildung der Freischaren ist ohne die Turnerei nicht wohl zu erklären. Jahn selbst wurde ein Lützower, und wenn er, wie von manchen behauptet wird, im Felde nicht viel geleistet hat, so lag sein Verdienst in der Zeit vor dem Kriege, ein Verdienst, das die Geschichte ihm ungemindert lassen wird.

Die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit an und für sich ist das wenigste, aber diese Ausbildung gibt Kraftbewußtsein und durch dasselbe Sicherheit und Mut den Gefahren gegenüber, die der Einzelne wie ein ganzes

Volk um der Selbsterhaltung willen zu bestehen hat. Der beste, der moralische Teil dieser Selbsterhaltung ist die Ehre. Die Ehre als selbsterhaltende Kraft kann nur in den Individuen vorhanden sein. Während nun der Fechturnterricht meist die Formen des Kampfes im Auge hat, in denen gewohnheitsmäßig der Einzelne seine Ehre wahrt, wollte die Turnerei durch ihre allgemeine Ausbildung ihre Zöglinge in den Dienst der nationalen Ehre stellen. Nicht zum Duell, sondern zum Kriege wurden sie erzogen, gegen die Gefahren des Feldzugs, mochte sie das Terrain oder der Feind, mochte sie das Wetter oder der Mangel mit sich bringen, sollten sie innerlich wie äußerlich gestählt werden.

Es ist ein Irrtum und ein Unrecht, wenn man in neuerer Zeit gesagt hat, das Jahnsche Turnen habe von Hause aus in Kraft- und Kunststücken, selbst Gliederverrenkungen bestanden. Dergleichen mögen Jünger Jahns späterhin aufgebracht und, als das Turnen seinen nationalen Zweck aus den Augen verlor, auch zur Herrschaft gebracht haben. Jahn selbst behandelte das Turnen wesentlich als ein Spiel, ein Kriegsspiel. Solches Spiel ist zugleich Nachahmung des Lebensernstes und Vorbildung für denselben. Jener Wettstreit in Kunst- und Kraftstücken ist freilich auch ein Spiel, aber ein Spiel ohne Nachahmung des Lebens, er ist das, was die Engländer Sport nennen.

Als im Frühjahr 1813 der König von Preußen die beiden Aufrufe an sein Volk erließ, leerten sich die Turnplätze zuerst, und das beweist, daß die Turner wußten, warum, zu welchem Zwecke sie turnten. Als dann die Freiheit erkämpft und der Friede geschlossen war, füllten sich die Turnplätze wieder, und der in der Hasenheide wurde der Sammelpunkt von Leuten, die aus dem Felde sich selbst, oder denen eben daher ihre Vorgänger ein bedeutendes Selbstgefühl mitgebracht hatten. Es war das Selbstgefühl des deutschen Mannes, denn das Volkstum wurde nach Jahnscher Art betont, und dieses Selbstgefühl schlug in Unzufriedenheit um, als die Einigung Deutschlands mißlang und der Freiheit, für die man gekämpft hatte, auch in den Einzelstaaten das Thor nicht so weit geöffnet wurde, als man es gehofft. In diesem Punkte hängt die Turnerei mit der demagogischen Bewegung zusammen. Im Jahre 1817 feierte die Jugend das Wartburgfest, 1819 am 23. März ermordete Sand Kozebue, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni wurde Jahn in Berlin auf Befehl des Fürsten Hardenberg verhaftet.

Jahn erschien der Regierung als ein Verführer der Jugend, und es ist ihm später nicht gelungen, sich in den Augen derselben von diesem Vorwurfe ganz zu reinigen. Auf den Festungen Spandau, Küstrin, am längsten in Kolberg hat er den Gang seines Prozesses abgewartet, endlich im Jahre 1825 wurde er freigelassen, doch so, daß er weder in Berlin und seinem zehnteiligen Umtreise, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt wohnen durfte. Jahn wählte Freiburg an der Unstrut zu seinem Wohnort, als er aber von dort aus einen mehrtägigen Besuch in Merseburg machte und von dortigen Gymnasiafen Besuche empfing, wurde ihm das stille Städtchen Cölleda zum Wohnsitz angewiesen. Jahn mußte der Weisung folgen, denn er lebte von einer Pension (1000 Thaler), welche er von der Regierung erhielt. Als ihm später die Rückkehr nach Freiburg gestattet war, brannte — es war im Jahre 1838 — das Haus ab, in welchem er zur Miete wohnte. Jahn war gerade abwesend, deshalb erlitt er durch den Brand erhebliche Verluste, namentlich an Büchern und Handschriften.

Das erregte Teilnahme in gewissen Kreisen, und da Zahn die Gabe hatte, sich beschenken und für sich sammeln zu lassen, so kam eine Sammlung für ihn zustande, aus deren Ertrage er sich das Haus baute, in dem er für den Rest seines Lebens sein Heim gehabt und in dem er 1852 gestorben ist. Das Haus ist, nachdem es 1859 den Hauptgewinn der Schillerlotterie gebildet, zu einer freundlichen Gastwirtschaft geworden, aber auch als solche ist es das sprechendste Jahndenkmal geblieben, sprechender als das Grabdenkmal, das ihm die deutschen Turner auf dem Freiburger Friedhofe gesetzt haben.

Die Stelle, an der das Haus steht, ist schon oben bezeichnet. Reck und absonderlich schaut es vom hohen Unstrutufer über die Stadt hin, rechts steigt rasch und steil der Schloßberg empor, links fällt der Garten zur Unstrut hinab. Wie man den Turner wohl ohne Not an Orten gehen und stehen sieht, die andre Leute ohne Not nicht betreten, so scheint uns das Haus zuzurufen: „Seht ihr mich wohl? Nicht wahr, hier hättet ihr mich nicht erwartet?“

Doch ist Zahn in solcher Koketterie nicht aufgegangen. Vor seiner Seele standen die Ereignisse und Mahnungen der Jahre 1806 und 1813. Der freie Ausblick, den sein Haus ihm bot, sprach ihm von der Zeit, als die Franzosen als übermütige Sieger nach Freiburg kamen, und wie sie endlich flüchtig und besiegt bei Freiburg die Unstrut passierten. Der altpreußische Napoleonshaß ist ihm geblieben, wenn er ihm auch in seinem deutschen Volkstum sozusagen ein weiteres Haus gebaut hat.

Nach den Erfahrungen, die Zahn mit der preußischen Wirklichkeit gemacht hatte, kann man sich nicht wundern, wenn er mehr und mehr mit seinem deutschen Ideale sich zu entschädigen suchte, zumal er in diesem zusammentraf mit der studierenden Jugend, die besonders von Halle und von Jena aus den „alten Zahn“ in seinem selbstgebauten Hause zu besuchen liebte. Es waren Momente großer Genugthuung für Zahn, wenn er in diesem Hause unter der Inschrift: „Frisch, frei, froh, fromm“ solche Besuche empfing. Eine gewisse gewollte Deutschtümelei war dabei fast die Hauptsache. Die Jugend meinte wohl, der Mann mit der mächtigen Gestalt und dem wallenden stattlichen Barte, welcher für Deutschland gelitten und gestritten, sei wirklich der deutsche Mann, dem sie sich nachzubilden hätte. Dadurch geriet man namentlich in Turnerkreisen in jene gefallsüchtige Deutschtümelei, die, je nachdem sie in kleinlicher Nachahmung oder in unverständiger Überbietung des Vorbildes sich gefiel, eine spielende oder eine unflätige Schwärmerei genannt werden kann.

Zahn ist für diese Auswüchse nicht verantwortlich zu machen; er that in jener „Tümelei“ nicht mehr, als seine originelle und kraftvolle Persönlichkeit vertragen konnte. Und auch der Jugend wollen wir keinen Vorwurf machen; sie war eben Jugend, und in der dankbaren Anhänglichkeit, die sie dem alten Turnvater erwies, hat sie lange Jahre allein ihm die Schuld abgetragen, die das deutsche Volk bei dem alten Zahn immerhin auszugleichen hatte. Am späten Abend seines Lebens hat Zahn dies noch anerkannt gesehen, als im Jahre 1848 das deutsche Volk ihn als einen seiner Vertreter in das deutsche Parlament nach Frankfurt wählen durfte.